

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 26

Artikel: Bern - Ja und Nein...
Autor: Meyer, Gerda
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646755>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bern — Ja und Nein . . .

„Was ist in Bern das Schönste? Und was möchten Sie an Bern ändern?“ fragte mich jüngst einer. Die erste Frage wurde mir schon einmal gestellt: als ich in die dritte Klasse ging. Damals antwortete ich prompt: „Das Schönste war der Bärenmütz-Lebkuchen — ich durfte ihn auch gleich anbeißen . . .“

Heute bringt mich dieselbe Frage in Verlegenheit und zwar derart, daß ich Bleistift laue. Und — unter uns — schon wollte ich feige zu Gonzague de Reynold flüchten . . . Nun, ich unterließ es dann, seine Ansicht zur meinen zu machen — weil ich seine Schrift „Vom Geist und Wesen Berns“ trotz maulwurfsartigen Wühlens unter meinen Büchern nicht finden konnte. So stehe ich also auf eigenen, wenn auch etwas schwabbligen Beinen, denn indem ich erwäge, was wohl das Schönste in Bern sei, schwankte ich unschlüssig zwischen dem Münster, dem Zytglogge und einem alten, würdigen Eckhaus hin und her. —

Vor langer, langer Zeit hatte einer dieselbe Qual der Wahl: Paris aber, der Undiplomatische, gab der Einen von den drei Schönen den Apfel und lud den Zorn der zwei andern auf sein Haupt. Ich jedoch esse den Apfel — denn meiner ist nicht aus Gold, sondern rotbacken — während ich zum Rosengarten hinaufsteige . . .

Und dann schaue ich zwischen Baumriesen hindurch auf die Stadt hinunter. Umschlungen vom grünen Band der Aare, liegt sie geruhsam und doch voll verhaltenen Lebens zu meinen Füßen. Wie treu zusammenstehende Bürger einigen sich die Häuser zu behäbigen Gassen. Und man fühlt Ehrfurcht vor dem planmäßigen Städtebau derer, die vor uns waren . . . Eben blinken die ersten Lichter auf — leuchten wie freundliche Augen. Und die Spitze des ranken Münsterturms hebt sich wie Filigran vom schimmernden Abendhimmel ab . . .

Da weiß ich mit einemmal, daß für mich die Aussichtswarte des Rosengartens das Schönste von Bern ist.

. . .

Und was ich an Bern ändern möchte? Eigentlich bis dahin nichts! Aber sich die Gelegenheit, einmal auf Wunsch nörgeln zu dürfen, entwischen zu lassen, wäre sträflich. So bummelte ich, von Kopf bis Fuß auf Kritik eingestellt, die Stadt hinunter — am Käfigturm, am Zytglogge vorbei . . . Aber wahrhaftig: der Nörgler hat hier nichts zu lachen. Höchstens kann er, über sich hinauswachsend, beifällig nicken.

Doch dann verläßt er die Altstadt, um sich in den Außenquartieren zu ergehen. Er wandert an Bauten aus der Zeit der Jahrhundertwende vorbei, über die er hier den Mantel christlicher Nächstenliebe deckt. Aber einige dieser Häuser verdienen ihn nicht, den barmherzigen Mantel: sie sind richtige Vortriebschrecke. Nein, der Baumeister, der sie schuf, konnte kein Gewissen haben! Sehen Sie sich, bitte, jenes Haus an: es wimmelt nur so von altdeutschen Türmchen und Erkern. Und (da sich Stile nicht heißen) umrahmte der Architekt die Fenster mit würdigen Renaissance-Halbpfeilern, setzte irgendwo beim Dach oben husch, husch eine byzantinische Kuppel hin . . . Und überdies wartet dem Beschauer dort oben noch eine Ueberraschung: zierliche maurische Säulenbogen! Wisse aber, geneigter Leser: dies Haus entwindet sich dem Gefüge der Mittel und Zwecke, denn: es dient nicht als Anschauungsobjekt für Schüler der Kunstgeschichte, sondern in seinen obern Stockwerken hausen schlichte Bürger und unten wird Käse verkauft . . . (Käseduft in Ehren, aber er soll nicht maurische Säulen umsäufeln!)

Solche Bauten sind Berns nicht würdig. Wenngleich sie in Außenquartieren stehen, die meist — wie Vorstädte — ohne Charakter sind, so zählen sie doch zu Bern und — nobleffe oblige! Diese Ausgeburten der Architektur sollten von ihrem grotesken baulichen Drum und Dran befreit werden. Viele von ihnen haben ja bereits den Gnadenstoß erhalten. An ihrer Stelle wuchsen sachliche moderne Zweckbauten aus dem Boden — man schilt sie häufig nüchtern; aber sie wollen wenigstens in ihrer ehrlichen, unsentimentalen Bauweise nicht etwas scheinen, das sie nicht sind, nicht zu sein vermögen . . . Gerda Meyer.

Brief vom Stadt-Stöffel

Laternengäßli, am 24. Brachtsmonat.

Morgenbericht an die hochzu verehrende Redaktion!

Ihr habt eine gute Nase gehabt mich zur Berichterstattung an sich zu ziehen, denn es können sich nicht manche Bärner rühmen so viel Blut in den Adern zu haben wie es bei Loupen floß. Ich habe seit dem Sie mir den Auftrag übergaben meine Fädere gespreizt gehalten und würde sie führen wie es sich einer so wohllederen Sache gebührend geziemt. Mit großem, verwägenem Stolz schaue ich seithär auf mich herab weil ich berufen wurde einmal an der Literatur mitzuwirken, was schon lange mein sehnlichster Wunsch war.

Der Kanonendonner ist mir im Bett entgangen, weil das Alkofenzimmer wo ich wohne keine Fensteröffnung hat, aber meine Logisfrou, die Frau Chüderli hat mich gli drufaben geweckt, da sie sich zu fürchten forgab, was aber nur so ein Formwand ist von Ihr. Meine Tagesleistung hat mit der unangenehmen Verpätung keine Einbuße erlitten, denn ich habe mir am Freitag den Kopf angefüllt mit Vorherarbeit so, daß ich jetzt gewissermaßen nur von mir zu geben brauche. Zuallererst habe ich mich in einem wohl abgewogenen Morgenstadt Spaziergang ergangen und habe mir die Fahnen, Flacken und Straßenwind-

pel angesehen. Das hat meinem farbenfrohen Auge ins Härz gegriffen. Daran konnte ich auch wieder für einmal erkennen, daß die äußeren Quartiere nicht zu der rächten Stadt Bärn gehören, denn Sie haben nichts gethan mit den Fanen das zu Ihrer Ehre hätte bei tragen können und sie hätten es doch auch bitter nötig.

Laut Programm ging ich nun auf den Münsterplatz um den vorliegenden Bericht zumachen von dem Zug der Ehrengäste. Mit Seilinen haben die Pfader das Publikum an die Wände gedrängt, damit man eine schöne Uebersicht auf die Regierung habe. Aber lange vorher kamen ganz allein ein Zug Polizei um sich vor dem Rudolfovnerlachdankmahl fotografieren zu lassen. Ein Heer im Ziblinerhut und zwei andere in gewöhnlichen Kleideren hatten eine Ledermappe um die Meldung entgegen zunehmen die der Abführer von der Polizei dem Herr im Zibliner gebrungen hat. Es kam dann lange Nichtsmehr, nur die Löite gingen ins Münster. Zwischen hinein mußte ich stark schwitzen, denn eine sechste Dame drängte sich von hinten an mich heran, sodas ich beide Beine spreizen mußte um diesen Gegenstand zu halten, denn vor mir stand ein schönes wohlran rüchiges Fröilein, das nicht leiden mochte wen ich ansie kam und mir fort während wüste Blicke gab, mit denen ich mich wohl hätte endfernen sollen, aber ich habe gedacht, das ist ein